

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1924

256 (1.11.1924) Wissenschaft und Bildung

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger

Samstag, den 1. November 1924

Oskar Walzel Zum 28. Oktober 1924

Dr. Karl Holl, ord. Prof. f. Literaturgeschichte, Karlsruhe.

Die Literaturwissenschaft befindet sich gegenwärtig im Zustand vielfältiger Spaltung. Verschiedenartig gerichtete Strömungen suchen sich in ihr durchzusetzen. Insofern diese von bestimmten Ideen getragenen und nach bestimmten Zielen orientierten Richtungen sich nicht in offenem Kampf gegenseitig bekämpfen, sondern in eifriger Forschungsbahn die Literaturwissenschaft, wenn auch auf verschiedenen Bahnen, fruchtbar fördern, sind sie ein erfreuliches Zeugnis geistiger Regsamkeit, wissenschaftlichen Lebens.

Wenn die noch ihrer Lösung harrende Aufgabe, die Geschichte der Literaturwissenschaft im 19. und 20. Jahrhundert zu schreiben, einst ihren Bearbeiter finden wird, so wird er dem Wirken eines Forschers breiten Raum gewähren müssen, dem Oskar Walzel, der heute in erstaunlicher Jugendfrische und bewundernswerter Arbeitskraft seinen 60. Geburtstag feiert. Es ist eine schöne und lohnende Aufgabe, daß bei dieser Altersgrenze verdienstvollen Forschern und Gelehrten aus dem Kreise ihrer Schüler und Freunde, die sie in Jahrzehnten arbeitsreichen Lebens um sich geschart haben, eine Geburtstagsgabe dargebracht wird in Gestalt einer Festschrift, worin jene durch eigene Untersuchungen ihrer Dankbarkeit für das Wirken des Jubilars Ausdruck verleihen. So wird auch Oskar Walzel heute eine Festschrift „Vom Geiste neuer Literaturforschung“ von Julius Wahle, Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs, Weimar und von Victor Klemperer, ord. Professor für romanische Sprachen an der Technischen Hochschule Dresden überreicht, worin sich neunzehn namhafte Forscher aus den verschiedensten Gebieten der Literatur-, Musik- und Kunstwissenschaft zu Ehren des Führers in der wechselseitigen Erhellung der Künste mit eigenen tiefdringenden und ergebnisreichen Arbeiten zusammengefunden haben.

Der überaus wertvollen Aufsatzsammlung ist eine vollständige Bibliographie der Schriften und Aufsätze Walzels angehängt, aus der auch dem Fachkollegen erst wieder zu Bewußtsein kommt, wie erstaunlich fruchtbar die Arbeitskraft Walzels war und ist. Und da Walzel bei aller Fruchtbarkeit seines Schaffens doch immer ein durchaus selbständiger Geist war, so läßt sich aus diesem Reichtum von Schriften die Geschichte unserer Wissenschaft in den letzten drei bis vier Jahrzehnten herauslesen.

Walzels Veröffentlichungen gehen 1890 ein mit der Ausgabe von Friedrich Schlegels Briefen an seinen Bruder August Wilhelm. Diese Erstlingsarbeit, die noch heute jedem Forscher durch ihre Gründlichkeit und Zuverlässigkeit eine dankbar empfundene Grundlage weiterer Arbeit bietet, bezeugt die unübertroffene Schulung, die der Herausgeber sich zu Hilfe der Meister exakter philologischer Methode in der Literaturgeschichte: Wilhelm Scherer, Richard Heimgel, Erich Schmidt und Jakob Minor angeeignet hat. Wenn man die eigentliche Hauptleistung der Scherer-Schule neben der Biographie in der Philologie, in der stimmungsmäßigen Anwendung der Methodik kritischer Ausgaben, wie sie die Altklassikologie ausgebildet hatte, auf die deutsche Literaturgeschichte erkennen will, so zeigte sich Oskar Walzel frühzeitig seinen berühmten Lehrern, denen er in seltener Treue bis zum heutigen Tag die Dankbarkeit bewahrt, ebenbürtig. Er bewies dies mit einer ganzen Reihe weiterer Ausgaben, die alle ebenfalls noch heute zum Rüstzeug unserer wissenschaftlichen Forscher gehören. Walzel ging also zufällig von dem Kreise der Romantiker aus und wenn er auch rasch sein Arbeitsgebiet auch über die Klassik ausdehnte, so schon 1897 mit seiner Ausgabe der ersten Fassung von Claudine von Villa Bella im 38. Bande der Weimarer Goetheausgabe, so blieb doch eine persönlich wie sachlich gewiß leicht begriffliche Neigung zur Romantik ihm bis heute eigen. Ihn deshalb, unter Außerachtlassung seines allmählich erstaunlich weit gespannten Forschungsbereiches, wie es heute noch vielfach geschieht, nur als Romantikforscher zu bezeichnen, kann nur oberflächliche Unkenntnis oder böswillige Absicht. Er selbst hat vor wenigen Jahren, als er endlich wieder nach längerer Zeit zu Fragen der Romantik Stellung nahm, sich darüber ausgesprochen: „Es ist so bequem, einen Forscher, der einst in jungen Jahren sich viel mit einem einzelnen Gegenstand beschäftigt hat, für alle Zeiten zum Spezialisten zu stampeln. Tatsächlich nimmt auf den Blättern, die ich habe drucken lassen, die Romantik den kleineren Umkreis in Anspruch. Gewiß bezog ich mich auf einen Wege, der etwa von Plotin bis zu den Erneuerern reicht, immer gern auf deutsche Romantik, da auf diesem Weg von ihr jederzeit zu lernen war.“

Walzel als Romantikspezialist zu etikettieren, wäre ebenso berechtigt — oder unberechtigt — wie ihn als Schererphilologen zu bezeichnen. Gewiß ist er, wie nur wenige andere, Kenner der Romantik, gewiß bewahrt er und wendet er auch heute noch an die Kenntnis der phi-

lologischen Methodik der Scherer-Schule — seine unübertreffliche Feinausgabe liefert dafür den Beweis —, aber wie er über den Stoffkreis der Romantik hinausgeschritten ist, so auch über die Forschungsmethode seiner Lehrer. Heute, wo vielfach in der Literaturwissenschaft Strebungen sich bemerkbar machen, die in berechtigtem Drange nach Vergeistigung leicht Gefahr laufen, anstatt berechnete und notwendige exakte Stoffforschung zu bieten, in geistreicher und geistreichender entstofflichter Sublimierung im luftleeren Raum zu verflüchtigen, ist es wertvoll, diese sichere Grundlage wissenschaftlicher Arbeit auch noch bei einem Forscher anzutreffen, der, wie Walzel, längst darüber hinaus sich andere Arbeitsziele gesteckt hat.

Diese neue Methode der Literaturwissenschaft erkennt als ihre Wäter nicht sowohl die vorhin genannten Meister an, sondern sie knüpft an die Namen von Rudolf Haym und Wilhelm Dilthey. Anstelle der philologischen Literaturhistoriker treten die philosophischen Literaturwissenschaftler. Für die bewusste Fortbildung von Hayms und Dilthey's Forschungsmethoden legt Walzel namentlich in seiner gedrängten Darstellung der „Deutschen Romantik“ (1908) Zeugnis ab, in deren Vorwort er ausdrücklich bekennt: „Kein Literaturhistoriker, der ernst genommen sein will, wird ohne gute und starke Gründe die Wege verlassen, die Wilhelm Dilthey's „Leben Schleiermachers“ (Berlin 1870) und Rudolf Hayms „Romantische Schule“ (ebenda 1870) vorgezeichnet haben. . . . Solange die philosophischen Gedankengänge deutscher Literatur nur eine Nebenrolle in literarhistorischer Betrachtung spielten (und ganz überwunden ist diese Phase noch nicht), blieben die Winke, die Dilthey und Haym gegeben hatten, so gut wie unbeachtet.“ Diese innere Entwicklung hatte Walzel vollzogen, nachdem er von seiner Wiener Privatdozentur als Ordinarius nach Bern berufen worden war. Eine Fülle von Arbeiten entfrömt dieser neu aufgeschlossenen Betrachtungsweise deutscher Literatur und lassen ihren Schöpfer mit Recht als der Verehrten erscheinen, um den Dresdener Lehrstuhl des genialen Kulturphilosophen Hermann Götter zu besetzen. Schon die Titel seiner Arbeiten zeigen, wie weit er über die Romantik nach rückwärts und vorwärts ausgreift. Ob er „Sehnsucht“ in durchaus neuer Beleuchtung aufrollt oder in „Chastebury und das deutsche Geistesleben“ grundlegend neue philologische Materialien zur Kenntnis der Literaturentwicklung des 18. Jahrhunderts ausbreitet, ob er einzelne Probleme wie „das Prometheus-Symbol von Chastebury zu Goethe“ in kenntnisreicher und scharfsinniger Weise verfolgt oder ob er in den in Gedankenfülle überquellenden Einleitungen und Anmerkungen zu den Ausgaben von Goethes Schriften zur Literatur (Gotta, Jub.-Ausg. Bd. 36-38) und von Schillers philosophischen Schriften (Gotta, S.-Ausg. Bd. 11 und 12) ganz neue Möglichkeiten zum Verständnis unserer Klassiker eröffnet: überall sehen wir ihn eifrig an der Arbeit, um in großzügiger Weise Gehalt und Sphäre der literarischen Erscheinungen ihre angemessene Beleuchtung zu treiben, Literaturgeschichte zur Geisteswissenschaft umzubilden.

Konsequent führt ihn dies Bestreben von der analytischen Betrachtungsweise unserer Literaturentwicklung zur zusammenfassenden geistesgeschichtlichen Synthese, deren theoretische Grundlegung er auf dem Grazer Philologentag 1909 geistreich formuliert, um seine Darlegungen dann erweitert und vertieft in der Germanisch-Romanischen Monatschrift 1910 (Heft 5/8) zu veröffentlichen. Praktisch offenbart sich dann seine Methodik geistesgeschichtlicher Synthese in der Sammlung tiefdringender Untersuchungen und formvollendeter Aufsätze, die, in einem Zeitraum von etwa zwei Jahrzehnten, er 1911 unter dem bezeichnenden Titel „Vom Geistesleben des 18. und 19. Jahrhunderts“ erscheinen läßt. Erstaunlich ist, wie der Verfasser versteht, sich seinen selbstgewählten Themen von allen möglichen Seiten der Entfaltung menschlichen Geistes zu nähern, um ihnen ihre letzten Geheimnisse abzufragen. Aus dem Kulturganzen heraus erfahren die literarischen Erscheinungen ihre angemessene Beleuchtung.

Aber schon strebt Walzel nimmer müder Forschungsdrang weiter. Nachdem gerade, wesentlich dank seiner rastlosen Arbeit die Literaturgeschichte als synthetische Geisteswissenschaft sich durchgesetzt hat und allenthalben fruchtbare Ergebnisse zeitigt, sucht Walzel schon wieder neue Bahnen, um das Geheimnis der Dichtung zu entschlüsseln. Nach dem geschulten Gelehrten, dem selbständigen Denker kommt jetzt der feinsinnige Kunstkenner zu Wort. Nachdem er bis jetzt Dichtung nach Stoff und Gehalt untersucht hat, grübelt er jetzt über das letzte und schwierigste Problem: die Form. Schon die Schrift „Leben, Erleben und Dichten“ von 1912 versucht in dieser Richtung vorzustoßen. Energischer wird das Problem künstlerischer Gestaltung von Dichtwerken in einer ganzen Reihe von Abhandlungen angepackt, die in der Kriegszeit einzelne Dichtungsgattungen auf ihren Formwillen untersucht: so die „Kunst der Prosa“, „Formenregeln des Romans“, „Formen des Tragischen“, „Roman und Epos“, „Die Kunstform der Novelle“, „Objektive Erzählung“, „Shakespeare's dramatische Baukunst“ und schließlich die umfassende Arbeit „Die künstlerische Form des Dichtwerks“. Schritt für Schritt sucht Walzel das Neuland sich zu erobern, indem er — mit ebensoviel denkferischem Scharfsinn

wie künstlerischem Feinsinn von den Werken der Dichter selbst sich die Mittel seiner neuen analytischen Formuntersuchungsmethode abträgt. Es ergab sich seinem forschenden Geiste von selbst, daß er zur Erhellung dieser schwierigsten Formprobleme sich Vergleichsmaterial aus verwandten Literaturgebieten holte, aber auch aus den verwandten Gebieten bildender Kunst und der Musik. Überaus willkommen erschienen ihm daher Werke wie Georg Simmels „Rembrandt“, Wilhelm Worringers „Formprobleme der Gotik“, Heinrich Wölfflins „Kunstgeschichtliche Grundbegriffe“. Hier fand er auf benachbarten Felde gerade die Arbeit schon zu einem gewissen Abschluß gediehen, die er erst in der Literaturwissenschaft zu begründen sich vorgenommen hatte. Jetzt schien ihm auch der Zeitpunkt gekommen, wo er auf Grund all dieser selbst erarbeiteten Erkenntnisse und mit vorsichtiger Benutzung des von anderer Seite beigetragenen Materials zur theoretischen Rechtfertigung seiner neuen Forschungsmethode schreitet in einem Vortrag, den er im Januar 1917 in der Berliner Abteilung der Kantgesellschaft unter dem Titel „Wechselseitige Erhellung der Künste“ hielt. Das Ziel dieser aufschlußreichen programmatischen Untersuchung hat er im Nachwort der Veröffentlichung selbst näher bezeichnet, wenn er als eigentlichen Titel angibt: „Ist es zweckdienlich, bei der Ergründung der künstlerischen Gestaltung von Werken einer Kunst durchgehende (typische) Merkmale zu berücksichtigen, die sich bei der Feststellung der künstlerischen Gestaltungsmöglichkeiten einer anderen Kunst ergeben?“ Wie eine Art Sammlung der eigenen Kräfte mutet diese Schrift an, die in der Geschichte der Literaturwissenschaft einen Grenzstein bilden wird. Aber Walzel schreitet richtig weiter. Er ist sich des rechten Weges wohl bewußt. Wieder folgen eine ganze Reihe größerer und kleinerer Abhandlungen, in denen er immer tiefer in das Mythenreich künstlerischen Schaffens, in das Geheimnis künstlerischer Gestalt eindringt. Und als er nun pietätvoll sich die Aufgabe setzt, das Werk seines großen Lehrers Wilhelm Scherer fortzuführen, indem er dessen mit Goethes Tod abschließende deutsche Literaturgeschichte bis zur jüngsten Gegenwart führt, da ergab es sich ihm von selbst, daß er bei möglicher Wahrung des von Scherer geprägten Charakters doch einmal die gehaltvolle Seite der zur Darstellung kommenden Literaturwerke stärker betonte, zum andern auch seiner formalanalytischen Betrachtungsweise zur Geltung verhalf. So hat sich denn allerdings trotz aller gewollten Pietät doch die Eigenpersonlichkeit durchgesetzt und nicht zum Schaden des Werkes, wie dessen Erfolg nach seiner Loslösung von Scherers Buch und erweiterten selbständigen Erscheinung als „Die deutsche Dichtung seit Goethes Tod“ erwies. Noch augenscheinlicher tritt die Weiterentwicklung des Forschers hervor in der zweiten Auflage seiner Aufsatzsammlung, die unter dem Titel „Vom Geistesleben alter und neuer Zeit“ 1922 acht der alten Arbeiten mit sieben neuen vereinigt. „Was jetzt geboten wird“, so berichtet der Verfasser selbst in dem Vorwort, „erörtert Fragen der Geistesgeschichte, vor allem der Geschichte der Dichtung, dann der Selbstbeziehung auf dem Gebiete künstlerischen Schaffens“. Die neue Forschungsweise ist dabei namentlich durch die weitgespannten und ergebnisreichen Untersuchungen vertreten über „Plotins Begriff der ästhetischen Form“, „Die künstlerische Form des jungen Goethe und der deutschen Romantik“, „Zwei Möglichkeiten deutscher Form“.

Eine gewaltige Arbeitsleistung breitet sich vor uns aus, wobei wir mit Namen nur einen Bruchteil von Walzels Gesamtveröffentlichungen ausgeführt haben. Wenn sie auch an sich als Leistung eines Einzelnen unsere Bewunderung verdient, um so mehr als er während der ganzen Zeit ihrer Vollbringung doch als vornehme Lebensaufgabe das fruchtbare Amt eines Hochschullehrers, seit einigen Jahren an der Bonner Universität, in der Erziehung und Ausbildung von Schülern mit großem Erfolg ausübt, so liegt doch ihr Hauptwert in der Selbständigkeit, die Walzel in steter selbsterziehender Weiterentwicklung zu einem der besten und fruchtbarsten Führer deutscher Literaturwissenschaft machte. Damit aber hätte niemand besser wie er, der die Entwicklung literaturwissenschaftlicher Methodik im eigenen Innern durchlaufen hat, indem er vom Stoff über den Gehalt zur Form als Zielpunkten der Erhellung schritt, geeignet erscheinen können, einem schon längst ersehnten Wunsch endlich Erfüllung werden zu lassen: eine Geschichte der Weltliteratur. In Einzeldarstellungen werden die verschiedenen zeitlich und national getrennten Gebiete der Weltliteratur von hervorragenden Kennern behandelt und bilden zusammen das „Handbuch der Literaturwissenschaft“, das unter Walzels energischer Führung von 120 geplanten Lieferungen jetzt bereits ein volles Viertel erreicht hat. Mit tief innerer Verehrung spannt der Herausgeber die leicht auseinanderfallenden Einzeldarstellungen zusammen, indem er in großzügigster Weise alle seine in langen arbeitsreichen Forschungsjahren eroberten theoretischen Erkenntnisse zusammenfaßt, um unter dem Titel „Gehalt und Gestalt“ nach Lessings Forderung nicht nur niederreichende Kritik an entgegenstehenden Theorien und Methoden zu üben, sondern daraus aufbauend eine gesicherte Grundlage literaturwissenschaftlichen Forschens zu schaffen, die, wenn auch alles menschliche Wissen Stückwerk und damit dem allein

*) 282 Seiten Quart mit einer Originalillustration Walzels von Ferdinand Dorsch. Preis 18 M., Ganzleinen 22 M. Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H., Wuppertal-Boisdam.

ewigen Gesetz der Vergänglichkeit unterworfen ist, für eine lange Reihe von Jahren jedem Literaturliebhaber ein unentbehrliches Lehrbuch sein wird, das ihn lehrte mit den Instrumenten der Philosophie und der Ästhetik Werke der Dichtung zu untersuchen und sie nachschaffend zu erleben. Wenn Scherer und Minor am Anfang von Walzels Fortschrittsweg stehen, Sahr und Dittbey in der Mitte, so Simmel und Wölfflin am Ende — aber nur am vorläufigen Ende, das uns dieses grundlegende Werk über „Gehalt und Gestalt“ besichert hat. Der Herausgeber der Zeitschrift Julius Wahle schreibt darüber: „Zu den Wortführern dieser Richtung gehörst Du seit langem. Dein wissenschaftliches Streben ist dahin gerichtet, den inneren Zusammenhang von Sinn und Wort, von Geist und Form zu erfassen. In zahlreichen Schriften hast Du mit tiefbohrender Scharfsinn, mit künstlerischer Einfühlungskraft dem innersten Wesen der Wortkunst nachgespürt und dieses Forschen neuerdings gekrönt durch das große, in methodischer Grundlegung wie in Erfüllung und Entwicklung der Kunstform gleich bedeutende Werk „Gehalt und Gestalt“, worin die diesem Ideenkreis angehörenden Probleme zusammengefaßt und eingehend erörtert sind.“

Somit gibt uns die Fortschrittsformel Oskar Walzels die erfreuliche Überzeugung, daß in der Literaturliebhaberschaft reges Leben herrscht, das ein immer tiefer werdendes Verständnis der Werke der Dichtung gewährt. In seinem Lebenswerk spiegelt sich die Entwicklung der Literaturliebhaberschaft der letzten vier Jahrzehnte. Seine ungetrübte Arbeitskraft bürgt, daß er seine Führerstellung noch lange zum Segen seiner Wissenschaft innehalten wird. Wenn einst, in hoffentlich nicht allzu ferner Zeit, das „Handbuch der Literaturliebhaberschaft“ vollendet vor uns liegen wird, dann wird es in der Darstellung der „Deutschen Literatur vom 16. bis 18. Jahrhundert, Hochklassizismus und Romantik“ seine Krönung finden. Der Berufene dazu ist Oskar Walzel. Zu dieser noch bevorstehenden Leistung, die zugleich die Krönung seines gesamten Lebenswerkes sein wird, wünschen wir ihm heute Glück und Segen.

Der Herausgeber der zu Ehren Walzels veranstalteten Festschrift führt, nachdem er in knappen Worten Walzels neue Forschungsmethode charakterisiert hat, fort: „Die weitestgehende Umschau, die Du, um auch auf diesem Neuland gangbare Wege zu finden, hieltest, führte Dich auch auf die benachbarten Gebiete der neupracheischen Literaturforschung, besonders aber hast Du durch Kühnes Übergrreifen in die Gebiete der bildenden Künste, der Architektur und auch der Musik vermittelst des Versuchs einer „wechselseitigen Erschließung der Künste“ die besondere Eigenheit dichterischer Formelemente zu verdeutlichen gesucht.“

So ist es selbstverständlich, daß nicht bloß die engeren Fachgenossen, sondern auch Vertreter benachbarter Literaturgebiete, insbesondere der Romanistik wie auch solche der Kunst- und Musikwissenschaft sich mit Freuden an der Dir berechneten Ehre beteiligen haben.“

Um davon wenigstens einen Überblick zu geben, seien die verschiedenen Autoren mit ihren Abhandlungstiteln genannt: Marie Joachimi-Dege „Von Charakter des Germanen“, Samuel Singer „Stil und Weltanschauung der germanischen Poesie“, Rudolf Meißner „Dein Glaube ist eine Notwendigkeit“, Jan Hendrik Scholte „Quintus Silius als Dichter des Epicharm“, Max Hermann Jellinek „Bemerkungen über Klopstocks Dichtersprache“, Robert Peisch „Gang zu den Mittern“, Rudolf Unger „Viktor Schu als Literarhistoriker“, Edith Kuhn „Zur Gestaltung festlicher Vorgänge in neuerer Erzählung“, Josef Körner „Erebnis — Motiv — Stoff“, Felix Trojan „Wege zu einer vergleichenden Wissenschaft von dichterischer Komposition“, Eugen Lerch „Zu den Anfängen der französischen Literatur“, Helmut Hatzfeld „Voccacioffili im Don Quijote“, Victor Alempere „Zur französischen Klassik“, Hanns Geiß „Die Rantous Malais“, Bemerkungen zu Leconte de Lisle's Technik und Verskunst“, Leo Spitzer „Zu Charles Peguy's Stil“, Arturo Carinelli „Dal carteggio di Marcelino Menéndez y Pelazo (Framment)“, Charlotte Bühler „Der Erlebnisbegriff in der modernen Kunstwissenschaft“, Eugen Schmitz „Kunstwissenschaftliche Hoffmann's Kater Murr“, Wilhelm Borringer „Zur Frage der gotischen Monumentalität“.

Rede über den Untergang der Freiheit der alten Völker

Von Johannes v. Müller (1752—1809).

Der Stempel der Würde unseres Geschlechts, guter Menschen höchstes Gut, und der selten ganz, seltener auf lange erwerbene Preis ihres edelsten Strebens, die Freiheit, in allen Verfassungsformen möglich, unmöglich, allenthalben, wo Raunen der Leidenschaft schrankenlos herrschen, wird hier in dem engeren Sinne genommen, der die selbständige Unabhängigkeit eines gemeinen Wejens von fremder Gewalt bezeichnet. Sie war wohl einst im Anfang der Völker. Aber Zeit und Zweck erlauben nicht hinaufzusteigen, wo aus der Vorwelt friedlichen Güten über die Freiheit der Völker, über den gewaltigen Jäger, die erste Frage kaum noch verständlich zu bezeichnen ist! Wie könnten wir den Lauf so vieler Zeiten herab das immer neue Spiel verfolgen, das Leidenschaft, Verstand und Kraft mit schwacher Unschuld oder träger Vernachlässigung von jeher getrieben haben? Ohne zu erzählen, wie es kam, daß die natürliche Ordnung, welche aus Geschlechtern Stämme, aus diesen Völkern werden läßt, durch Herrschaft unterbrochen, mehr und mehr dem Kunstwerk großer Staaten wich, beschreiben wir uns auf die Zeit, wo die ganze gebildete Welt, so weit sie damals bekannt war, mit Einschluß einiger barbarischer Völker nach zwölfhundertjähriger Ermüdung ihre unhaltbare Freiheit endlich der Willkür eines eigenen Herrschers zu übergeben sich genötigt sah.

Als Augustus Cäsar die Welt übernahm, war jene Blüte des griechischen Jugendalters, dessen Früchte in Vortrag und Kunst wir in unserer späten Reife als unübertreffliche Muster mit

Recht berechnen, längst abgestreift, vergessen die antike Hoheit des wunderbaren Morgenlandes, erlöschten und erstorben die Gelbentkraft der ersten freien Völker. Nichtsdestoweniger, welche Welt! Von der scythischen Mauer bis an und über den Euphrat, von dem Sand hinter Cyrene bis an die Sümpfe Westfalens — der Sitz in der Mitte der kultiviertesten Völker, unter dem gemäßigten Himmelsstrich, überall die lachendste Fruchtbarkeit, das Meer von England bis an die Küste von Kothis, die schönen Länder alle, und nicht, wie wenn sie jetzt von den Türken erobert würden, sondern im vollkommensten Bau, von den prächtigsten Städten geehrt, überall Verfeinerung, Luxus, bei allen Überbleibseln der früheren, großen Zeit, und dabei Geist, Gelehrsamkeit, alle Stufen der Bildung in frohster Entwicklung. Diese Welt gehörte Augustus, und gern.

Nichts wurde mehr vermieden als der Anschein von Herrschaft. Sie wurde geübt, ja nicht genannt. Man durfte nicht wissen, daß Rom einen Herrn habe. Und wieviel er fand er, um den Unterworfenen alle mühsigen Stunden mit Genüssen zu füllen und alle großen Talente mit Literatur und Verwaltung zu beschäftigen, wie mußte er die Werkzeuge der Macht, seine Legionen, zugleich zu ehren und fern und in Ordnung zu halten; Wohlstand aber und Frieden so zu begründen, daß man, anderer Zeiten zu gedenken, weder Murre noch Lust habe; indes begünstigte er, daß Livius die Geschichte derselben freimütig schrieb, auf daß niemand glaube, er scheue sie, und sie habe sich geändert. So das Kaisertum den Nationen einzugaubern, war seine fünfzigjährige Arbeit.

Wie aber, daß in vorigen Zeiten, wo, ich will nicht sagen, Verres raubte, wo zu der Ungerechtigkeit in Cypern Cato sich mißbrauchen ließ, und mit Wucher Verus die Provinzen ausfog, und wie, daß nachmals, bei der Tollheit, Härte und Perabwürdigung der nachfolgenden Cäsaren, beim Wanken des Throns, bei geoffenbartem Geheimnis der Schwäche, nie ein Versuch der Weltbefreiung, unternommen ward? Ein Meer, bei weitem nicht einmal so groß wie das preußische, vermochte, unter den widrigsten Umständen, die Römerwelt in Gehorsam zu halten. Sollte wirklich die Stille der willkürlichen Beherrschung der Unruhen der Freiheit vorzuziehen sein?

Aber die größten Menschen aller Art hatten ihre hervorleuchtenden Eigenschaften in dem Kampfe zwischen vielen Parteien und Staaten einmündelt; Volksmenge, Reichthum, Literatur, Künste, waren nie glänzender, als während des Welt eifers der Nationen; man würde der Geschichte nicht glauben, was manche Länder waren, wenn nicht die Steine redeten, die Größe, die Pracht der Ueberbleibsel. Als alles Vorzüglichste zusammengedrängt wurde in eine Stadt, in die verdorbenste, als alle Nationen vor einer sich beugen mußten, die selbst unterjocht war, hatte schon die nächste, etwas vollständige Geographie, Strabo, die Erdkunde unzähliger berühmter Städte, das Ginfirben anderer, anzumerken. Hundert Jahre verfloßen, und in Trajans goldener Zeit waren in dem ganzen Peloponnesus weniger Menschen, als vorher in der einzigen Stadt Athen; zweihundert Jahre nach, da verfielen die unter August aufgeblihten Städte, langs vor den barbarischen Eroberungen, und das Reich nahm ab und wurde schwach, so daß endlich Gallien, das dem großen Diktator einen sehnjährigen Krieg und das Blut einer halben Million gekostet, unter Anführung eines kaum zwanzigjährigen Jünglings von etwa 25 000 Franken erobert und besaßet wurde. Ist das Glück, der Flor, die Sicherheit, wofür der freie Stand selbständiger Nationen bereitwillig hingegeben zu werden verdient?

Wingegen freilich war er und blieb es, aber nicht aus Hoffnung, weniger aus Gefühl bessern Seins. Es fielen die Völker und kamen nicht wieder empor, weil ihr Geist erloschen war.

Kein gemeines Wesen vermag zu bestehen ohne Tugend. Und was für eine Tugend? Ich meine das lebendige, tätige Gefühl, das jeder nicht für sich, sondern für ein gemeinsames Vaterland, und nicht für den vorbeifliegenden Augenblick dieses Lebens, sondern für das Wohl, auch der Zukunft, lebt. Hieraus fließt Mäßigkeit, Arbeitsamkeit, Selbstverleugnung, Todesverachtung, jede gute Eigenschaft und das wahre Glück des Lebens, Freundschaft und Liebe, Bewußtsein, Unbefangeneheit. Aber als durch die asiatischen Kriege die Kenntnis vieler unbekannter Genüsse den Griechen Anlaß neuer Bedürfnisse wurde, wich die Vaterlandsliebe der marathonschen Helden, wichen die spartanischen Sitten der Habgucht. Von dem an trennte sich der Privatvorteil von dem öffentlichen Wohl; anstatt dem Vaterlande zu dienen wurde sein Interesse, den unerfülllichen Begierden dienbar gemacht, und seine Macht aus Eigenmuth das Werkzeug fremder Eroberungen. Aus dieser Verderbnis kam, daß, da jeder alles an sich ziehen wollte, Herrschaft und Freiheit, für Alle unterging; es blieb der Blindheit ihrer Begierden zu lange verborben, daß, was Jeder und was jede Stadt einbüßte, für Alle verloren war. Hierauf war die macedonische Herrschaft besonders verderblich, weil auf die bösen Künste der Volkverführung nichtswürdigere Hoffabalen folgten, und nach Alexanders Tod und bald erfolgter Ausrottung seiner schwachen Familie, die schnell eroberte Welt seinen Generalen preisgegeben blieb, deren die meisten ohne Bildung oder ohne Moralität, einem stolzen, raubsüchtigen Militär dienen mußten. In allen diesen Königen und Völkern fand Rom keine moralische Haltung; der marische Rau durfte angerührt werden, und er fiel; Pompejus war den alten Helden nicht zu vergleichen, aber Affen hat er sobald genommen, als gesehen. Ein war, verloschen für immer, dieselbe männliche alte Tugend, ohne deren Feuer und Licht die politische Welt so wenig blühen kann als die physische ohne die Sonne. Sie war eine edle, liberale Umsfassung; nun hatten die Gemüther, wie einschrumpfend, von dem Vaterland, von dem unsterblichen Vorber, von dem Gedanken einer ewigen Gerechtigkeit, ihren Sinn auf augenblicklichen Genuß zurückgezogen.

Doch Reichthum, Waffen, Wiß hatten sie noch; die Nordafrikaner, die Barbaren Westeuropens, viele alte Tugend und

kräftvolle Mannschäft; so daß Zusammenhang und Vereinigung helfen konnte. Allein zu spät sah der große Mithridat einen falschen Gedanken. Daher von Vielen, ohne Nutzen für die Welt, unergleichlich gestrikt wurde, und alle nacheinander bereinzelt fielen.

Alle Selbständigkeit, alle Größe der Menschen beruht auf der Kraft, wie der Gebrauch der Kraft auf dem Willen. Wer genau weiß, was er will, und immer und nachdrucksam es will, dem werden die Mittel nicht fehlen. Aber nicht mit voller Kraft, noch beharrlich wollten jene Völker die Behauptung ihrer Selbständigkeit; nicht als hätten Profonsuln, nicht als hätte der Schlaf unter denselben Despotismus, ärger als der im Grabe (denn er war doch unruhig) ihnen besser gefallen, als ihr dormaliger Zustand; aber sie waren durch Täuschung leichter einzuschläfern, weil sie die Erfahrung noch nicht vor sich hatten, durch welche ihr erträgliches Elend und ihr unwürdiger Untergang nach so vielen Jahrhunderten härtere Völker drohend wart. Also, abgepannt und verweichlicht, ergaben sie sich. Zwei Institute, wodurch eine öffentliche Meinung und Stimme begründet wird, Religionsvorträge und unser Literaturwesen, fehlten der alten Welt. In Gebirgen war der Gottesdienst, ohne Lehrtvorträge, die selbst den gemeinsten Teil der Menschen immer doch etwas aus dem Nothen herausarbeiten.

Bei des Christentums dazumal andbrechendem Licht erschien die Welt nach und nach in dreifacher Ansicht; nicht als hätte das Licht sich geändert, aber nach der Gestaltung des Körpers, auf den es fiel: die damalige Welt, wie eine in unheilbarer Verborbenheit ihrem Untergang entgegenreisende Unordnung; nachmals, unter den Barbaren, wie eine stranger Jucht bedürftige Bildungsanstalt; endlich, in der neueren Zeit, wie eine Haushaltung von Menschen, die, dem Zuchtmeister entwachsen, je nachdem sie das Erlernen benutzen oder vergessen, der Freiheit froh sind, aber in Dienbarkeit stürzen. Dazumal war Hoffungslosigkeit Quelle einer vollkommenen Gleichgültigkeit; diese ist der Tod der Seele.

Gelächte hatten jene Alten, wie wir, aber ohne jene Mittel, welche die Berührungspunkte der Schriftsteller zu dem Publikum bei uns in das Unendliche vermehrt haben. Es fehlte diese Offenbarkeit; diese tägliche Mitteilung, durch die eine erleuchtende Ansicht, ein entflammendes Wort, wenn auch eines gedrückten Mannes von Genie, jetzt blitzschnell durch Europa läuft, und wenn die Stunde gekommen ist, wie mit einem elektrischen Schlag einstmals unzählige zu rühren vermag.

Der Wert des Daseins und richtigen Tons der öffentlichen Meinung ist wohl nirgend einleuchtender als in demjenigen Lande, wo der größte König aller Zeiten, dessen Gedächtnis wir feiern, das zumeistliche Selbstgefühl und von der Tugend seiner Nachfolger die schon beschränkte Hoffnung hatte, daß er das Emporkommen einer freien öffentlichen Meinung nicht nur nicht gehindert, sondern auf alle Art begünstigt hat, wodurch die Freiheit bei uns reeller als irgend, und Sicherheit und Kraft des Staats von dem zufälligen Spiel der Umstände in der Masse unabhängiger geworden, als der feste Wille eines glücklichen Volks jederzeit ein unbedachtes Gewicht in die politische Waagschale legen kann.

In der Tat, die öffentliche Meinung ist die Weltregentin, das Gesetz auch derjenigen, die sonst keins erkennen. Als aber mit dem ältern Römischen die weltumfassende Gerechtigkeit und römischer Seelen herrkömmlicher Ernst, und mit Cornelius Tacitus der letzte Hauch freier Wahrheit und Gerechtigkeit verflohen, wurde von den meisten Gelehrten die Pflicht ihres Berufs aus den Augen gesetzt. Furchtsame und feile Seelen wollen wir der verdienten Vergessenheit nicht entziehen; überhaupt aber wich der männliche Sinn und eigentümliche Verstand dialektischen Spitzfindigkeiten und den Krümmereien der Theurgie. Nicht mehr belebte sie jene aus eigenem Gefühl ergoffene, unwiderstehlich mit fortzerrender Flamme; es glänzte in übertriebener Lobreden erkinfelter Wiß, und von den Kenntnissen der Vorwelt, ein geistloser Apparat; nachgeahmt, exerpiert wurde (nicht ohne Glück von einigen) das Altertum, Eigentümlichkeit hatte nur der famosatische Spötter, welcher mit seinen Zeitgenossen, ihren Weisen und Dichtern seinen Nutwillen trieb.

So fehlte dem entarteten Körper die herstellende Nahrung. Der Mensch in seiner Trägheit beklagt das unabweidbare Schicksal; der große Mann weiß ihm in die Näher zu greifen. Ein Zeitalter, allzuschwach für Glauben an die Götter und sich selbst, stamm Rom's Überlegenheit an; aber der Mensch ist, was er will, wogu er sich macht. Glücklich jede spätere Zeit, welche von der vergangenen unterrichtet wird! Darum hat Friedrich bis in seine höchsten Jahre die Lesung der Alten empfohlen; die edle Gedächtnisfeier eines großen Mannes ist die Erinnerung dessen, was er geliebt.

Bücheranzeigen

Anatole France: Die Schuld des Professor Bonnard. Roman (206 S. München 1924. Rufarion-Verlag). In diesem ersten Roman von Anatole France, mit dem er als 87-jähriger den Preis der Akademie und zugleich den ersten großen Erfolg errang, ist schon der ganze France. Die rührende und ein wenig kontliche Gestalt des Professors Bonnard, des älteren einsamen Gelehrten, der, nur im Reich der Bücher lebend, sich doch das ungebrochene Gefühl gültiger, hilfsbereiter Menschlichkeit bewahrt hat, ist verwandt mit allen Gestalten, in denen Anatole France im Laufe seines späteren Werkes immer wieder ein Bild seiner eigenen spöttischen Güte gestaltet hat.

Gustav Renfer: Trichter. Seltsame Geschichten. (Gretschlein u. Co., Leipzig). — Wohl sind es seltsame Geschichten, einer Künstlerphantasie empfangen, aber es ist ein Wahrheitsgefühl in ihnen. Renfer steigt hinab in die Untergründe der Menschen, wo das Unfassbare, Unbekannte haucht, wo Terrungen und Wirrungen verborgen werden, wenn Leidenschaft und Furcht über den Menschen kommen; Renfer ist ein guter Erzähler und sein Geschmaek ist sicher und exprobt.